

Ökumene und Diaspora

Zu den schmerzlichen Erkenntnissen aus der Geschichte der christlichen Kirche gehört die, daß sich die Christenheit im Lauf von fast zwei Jahrtausenden in eine Vielzahl von Kirchentümern, Bekenntnissen und kirchlichen Gemeinschaften aufgespalten hat. Dies hatte einerseits zur Folge, daß jede Konfessionskirche bestrebt war und ist, ihre eigenen Glieder zu sammeln und dort, wo sie „in der Diaspora“, d. h. unter Andersgläubigen oder Ungläubigen zu leben gezwungen sind, mit besonderer Liebe zu betreuen. Andererseits ist den getrennten oder sich bekämpfenden Kirchen nie das Bewußtsein verloren gegangen, daß sie im letzten Grund zusammengehören, weil sie von ihrem Ursprung her durch ein gemeinsames Glaubensgut verbunden sind. Gerade diese Einsicht ist in unserem Jahrhundert in der Ökumenischen Bewegung zu einer überzeugenden Darstellung gekommen.

Wie verhalten sich die beiden, auf den ersten Blick sich widersprechenden Tendenzen zueinander: die Verpflichtung gegenüber der eigenen Konfessionsfamilie mit ihren zerstreuten Gliedern und die Sehnsucht nach der Einheit der Christenheit? Wir untersuchen diese Frage auf dem Hintergrund des letzten bedeutsamen Ereignisses der Ökumene, der IV. Vollversammlung des Weltrats der Kirchen in Uppsala, indem wir uns drei Problemkreisen stellen:

- I. In welcher Weise hat die Weltkirchenkonferenz von der Diaspora überhaupt geredet?
- II. Was müssen unsere Diasporawerke heute unter ihrem Auftrag verstehen?
- III. Welche Folgerungen ergeben sich aus Uppsala für die Diaspora-Arbeit in der Gegenwart?

I.

Zunächst muß festgestellt werden, daß der Begriff „Diaspora“, wie wir ihn seit über einem Jahrhundert verwenden, in Uppsala fast nicht erwähnt wurde, weder in den Plenumsvorträgen noch in der Sektionsarbeit. Wenn, dann nur in den Ausschußsitzungen, die sich mit der sogenannten Zwischenkirchlichen Hilfe beschäftigten. Wohl aber wurde die Diaspora-Situation der Christenheit einmal sehr deutlich angesprochen, und zwar von dem Generalsekretär Dr. Blake, indem er die deutliche Warnung aussprach, „nicht zu vergessen, daß auch die Gesamtzahl aller

Christen nur eine Minderheit in der Weltbevölkerung ist und wir uns deshalb vor der ständigen Versuchung eines neuen Triumphalismus hüten sollten.“

Wenn sonst von Minderheiten die Rede war — dies geschah relativ häufig — dann immer im Sinne von rassistischen, politischen, revolutionären Minderheiten; oder von religiösen Minderheiten in nichtchristlicher Umgebung; von kirchlichen Minderheiten innerhalb der Christenheit allenfalls noch dort, wo sie bekämpft werden, der Intoleranz ausgeliefert sind, und selbst da — etwa in bezug auf Spanien — zurückhaltend wegen der höchst respektierten Präsenz des Katholizismus. Dazu aus dem Sektionsbericht VI: „Zum christlichen Lebensstil gehört auch, daß Menschen für die Rechte von Minoritäten einstehen und so zu Botschaftern der Versöhnung werden.“

In dem schon erwähnten Vortrag von Dr. Blake ist der eine Tenor von Uppsala klar zum Ausdruck gekommen: „Ich wage zu sagen, daß heute, mit dieser Vollversammlung, die durch Delegierte und Beobachter hier vertretenen Kirchen zum erstenmal seit über 900 Jahren wieder eine einzige Geschichte haben — und dies ist eine ökumenische Geschichte. Die Väter des Ostens und des Westens tragen bei zu unser aller gemeinsamen Verständnis des Evangeliums und des Glaubens: Franziskus und Loyola, Luther und Xavier, Calvin und Servet, Augustin und Arminius, Thomas und Kierkegaard, Bonhoeffer und Barth.“

Die Höhepunkte der Vollversammlung waren zweifellos die erregenden Vorträge bedeutender Wissenschaftler und Politiker über die Welt-situation von heute mit ihren leidenschaftlichen Anklagen der Dritten Welt, auch gegen das Christentum der weißen Rasse, und ihrer harten Konfrontation mit den Zukunftsaufgaben der einen Welt, die eine totale Revolutionierung aller Lebensbereiche erkennen lassen.

Natürlich können wir nicht — wie der Bericht der Sektion I formuliert — „isoliert bleiben von den Erschütterungen und der Unruhe unserer Zeit, in der Konflikte zwischen den Rassen und Nationen das Gefüge unseres gemeinsamen Lebens zerreißen, die Entwicklungsländer und Industrienationen immer mehr einander entfremdet werden und die Leiden der Menschen sich vervielfältigen. In solch einer Zeit ruft uns der Heilige Geist dazu auf, Christi grenzenlose Liebe mit anderen zu teilen, und um seinetwillen Schande, Unterdrückung und Niederlagen miteinander zu ertragen.“

Nach alledem müssen wir uns wohl fragen: Wie kann man noch Verantwortung für den Glaubensbruder des gleichen christlichen Bekenntnisses im partikularen oder konfessionellen Sinn erwarten, wenn — wie

es der farbige Schriftsteller James B. Baldwin ausgedrückt hat — „alle Menschen Gottes Kinder sind“; wenn die neue zugespitzte Losung von Uppsala heißt: „Die Einheit aller Christen an jedem Ort“ — um welchen Preis auch immer; wenn das zweitrangig, unwichtig, vielleicht sogar falsch und schädlich geworden ist, was wir bislang als Treue zum Glauben der Väter für richtig gehalten und wozu wir unsere schwachen Glieder in der Zerstreung ermuntert haben?

Nun wollen wir aber auch der Ökumene oder genauer gesagt: dem Weltrat der Kirchen in Genf gegenüber Gerechtigkeit walten lassen, indem wir dankbar auf die praktische Hilfe verweisen, die er den protestantischen Minderheitskirchen nach unserem Verständnis angedeihen läßt. Sie betrug im Jahr 1968 immerhin 2,5 Millionen DM (die diakonischen Einrichtungen in ihnen eingeschlossen). Rechnen wir dazu noch die runden 4 Millionen DM, die vom Lutherischen Weltbund als zwischenkirchliche Hilfe zur Verfügung gestellt wurden, dann sollten wir gerne feststellen, daß in der ökumenischen Praxis die evangelische Diaspora auch in Genf nicht ganz vergessen wird.

Mit diesem Zweig der Arbeit hatte sich in Uppsala der Ausschuß der Abteilung für Zwischenkirchliche Hilfe, Flüchtlings- und Weltdienst zu befassen. Hier war es allerdings bedrückend, eine Diskussion miterleben, in der ernsthaft gefordert wurde, eben die Zwischenkirchliche Hilfe in der offiziellen Bezeichnung des Ausschusses zu streichen — wenn auch ohne Erfolg. In dem endgültigen Bericht des Ausschusses mit insgesamt 16 Seiten sind der eigentlichen zwischenkirchlichen Hilfe knapp 2 Seiten gewidmet mit praktischen Verbesserungsvorschlägen für das Verfahren dieser Hilfe und mit den grundsätzlichen Feststellungen:

„Durch die Abteilung stellen die Kirchen anderen Kirchen Gelder zur Verfügung, und zwar entweder um das Leben dieser Kirchen zu stärken oder um ihnen zu helfen, den Menschen in Not in ihren Gebieten beizustehen. Durch sie treten die Kirchen in direkte Beziehung miteinander und zwar innerhalb konfessioneller Grenzen und über sie hinweg und erfahren so gegenseitig eine Stärkung der Gemeinschaft. Darüber hinaus dürfen wir nicht in unserem dauernden Bemühen nachlassen, den Minderheitenkirchen in vielen Teilen der Welt zu helfen, wo diese Hilfe für ihre eigene Arbeit oder sogar für ihr Überleben notwendig ist.“

II.

Auf diesem ökumenischen Hintergrund fragen wir weiter: Was müssen unsere Diasporawerke heute unter ihrem Auftrag verstehen? Wir beschränken uns in diesem Zusammenhang auf die Diasporakirchen alten

Stils, also auf unsere evangelischen Glaubensgenossen in andersgläubiger, aber christlicher Umgebung, und klammern damit bewußt die Diaspora der sogenannten Jungen Kirchen aus, weil die Verantwortung für sie nach wie vor die legitime Sache der Mission ist. Deshalb dehnen wir unsere Überlegungen auch nicht auf die Frage der Diaspora im Alten und Neuen Testament aus; es sei aber doch darauf aufmerksam gemacht, daß im Neuen Testament sehr klar und deutlich unterschieden wird zwischen der Bruderliebe innerhalb der christlichen Gemeinde und der allgemeinen Menschenliebe (so Joh. 13; 2. Kor. 8 u. 9; Gal. 6; 1. Joh. 4 u. a.).

Zur Begriffsbestimmung der Diaspora im klassischen Sinn ist vor allem die reiche Literatur zu erwähnen, die in den letzten Jahrzehnten sowohl vom Martin Luther-Bund wie vom Gustav Adolf-Werk vorgelegt wurde. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Schrift: „Liebe überwindet Grenzen“, herausgegeben vom Gustav Adolf-Werk (West) in Kassel. Darin äußert sich in einem Grundsatzartikel Wolfgang Sucker, der inzwischen heimgegangene Präsident der Kirche von Hessen-Nassau und des Evangelischen Bundes, über einen „neuen Diaspora-Begriff“. Er beginnt mit der Feststellung, daß „eine Reihe von Begriffen, die bisher bestimmt abgegrenzte Wirklichkeiten bezeichneten, gleichsam kongruent geworden sind: Diaspora und Mission, Diaspora und Volksmission, Diaspora und Ökumene“, mit der Folgerung: „Wenn wir also von Diaspora sprechen, dann reden wir im Grunde von allem, was uns in der gegenwärtigen Existenz der Christenheit von Grund auf bewegt“.

Dem ist aus vielfacher Erfahrung entgegenzuhalten, daß bei aller Bezogenheit der kirchlichen Aufgaben zueinander ihre Kongruenz nicht überstrapaziert werden sollte. Denn gerade daraus resultiert viel Unbehagen und unnötiger Kraftaufwand in der kirchlichen Arbeit, daß zu viele meinen, alles machen zu müssen und zu können.

Wichtiger aber scheinen einige andere Gesichtspunkte des Verfassers zu sein. So vor allem sein Hinweis auf die eigentümliche Situation in unserem säkularen Zeitalter, „daß Christen unter Christen gleicher Bekenntnisbestimmtheit in der Diaspora leben“. Sucker bezeichnet dies als die „geistig-geistliche Diaspora“ unserer Tage. Trotzdem ist dieser Tatbestand wohl eindeutig der Volksmission aufgegeben und nicht den Diaspora-Werken. Sicher ist „Deutschland heute zum Missionsland geworden“, wie es auf dem ersten deutschen Katholikentag 1948 in Mainz festgestellt wurde, und ebenso sicher geht es in unserer Zeit um „Mission in 6 Erdteilen“, wie es die Kommission für Weltmission des Öku-

menischen Rates 1963 in Mexiko City proklamiert hat. Dennoch hat die Diaspora-Arbeit nach unserem Verständnis einen anderen Auftrag. Das Entscheidende im Beitrag von Sucker ist m. E. in der Erkenntnis zu sehen, daß die Diaspora-Arbeit nunmehr in eine neue Epoche eingetreten ist: „Unter der Herrschaft des Ökumenismus und unter der Gegebenheit der ökumenischen Bestrebungen, welche die Christenheit heute durchwirken, verändert sich der Diaspora-Begriff, vor allem die Aufgabe der Diaspora selbst.“ Am Beispiel Österreich macht er deutlich, wie die Koexistenz der christlichen Bekenntnisse im ökumenischen Bezug ein auf diese Wandlung eingehendes Zeugnis des Evangeliums und damit einen neuen Dialog notwendig macht. Damit werden wir zu einem neuen Begriff von Reformation gezwungen, der sich „keinesfalls in der Bestandsicherung unseres Kirchentums“ erschöpfen darf, sondern als Lebensgesetz der Kirche überhaupt zu verstehen ist. Wenn auch oder gerade in dieser Weise „Diaspora als Avantgarde“ zu verstehen ist, dann „nicht im Sinne eines feindseligen Verhältnisses, sondern eines Verhältnisses der Liebe, der Offenheit für den anderen, des Dienstes am anderen.“ Sein Schlußsatz umschreibt noch einmal die neue Wirklichkeit der Diaspora: „Die dialogische Existenz der Christenheit heute treibt einen Diaspora-Begriff hervor, der im Grunde ökumenisch ist“.

An diesem Punkt fällt es verhältnismäßig leicht, den Bogen nach Uppsala zu spannen. Denn wie in der Mission und für die Mission bedarf auch in der Diaspora „die christliche Gemeinde dringend der Erneuerung, wenn sie nicht zu einem geistlichen Ghetto werden soll, das seine wahre Verantwortung nicht kennt. Sie ist dazu berufen, der dienende Leib Christi zu sein, der sich der Welt hingibt“ (so im Bericht der Sektion II).

Auf der anderen Seite ist gerade in der Diaspora-Arbeit die Gefahr nicht gegeben, die heute aller weltbezogenen Arbeit der Ökumene in reichem Maß droht: nämlich über der horizontalen Dimension des christlichen Glaubens die vertikale zu vergessen, worauf Visser't Hooft in Uppsala wiederholt mit großem Ernst hingewiesen hat. Ebenso unmißverständlich hat Dr. Blake den Ursprung freigelegt, bei dem auch der Diaspora-Auftrag angesiedelt ist, wenn er sagt: „Der Gehorsam, zu dem wir hier gerufen sind, ist nicht ein neuer, sondern ein erneuerter Gehorsam, der aus dem Zentrum der Tradition unseres Glaubens entspringt, des Glaubens an Gott durch Jesus Christus, offenbart in der Schrift Alten und Neuen Testaments“.

Aber nun noch einige Bemerkungen im Zusammenhang unserer Frage nach dem Auftrag der Diaspora-Werke heute zum praktischen Vollzug. Die Aufgaben, die die Diaspora aus der ökumenischen Verpflichtung

unserer Zeit zu erfüllen hat, sind so umfassend, daß sie erst recht auf den materiellen und ideellen Beistand ihrer Glaubensbrüder und -schwestern im Mutterland der Reformation angewiesen ist. Viele aktive Mitarbeiter in den Diaspora-Werken wissen aus eigenem Erleben, wie sehr die Diaspora-Gemeinden außerhalb unserer Grenzen unsere Hilfe brauchen, weil sie eben nicht aus eigener Kraft „ihres Glaubens leben“ können. Es ist wahrhaftig nicht die Freude am Betteln, wenn unsere Freunde aus den Diaspora-Kirchen an unseren Türen anklopfen. Wer ist nicht lieber frei und unabhängig als auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein? Unseren Minderheitskirchen sind nun eben einmal Grenzen gesetzt, die die wohlhabenden Staats- und Volkskirchen in der westlichen Welt bis zum heutigen Tag nicht kennen; wobei es ja in keiner Weise „unser Verdienst und Würdigkeit“ ist, daß wir uns in dieser glücklichen — oder problematischen? — Lage befinden. Schließlich läßt sich nicht überall und nicht in allen Fällen die Methode unserer amerikanischen Freunde durchführen, die anstrebt, daß eine Minderheitskirche nach 10 Jahren finanzieller Unterstützung auf eigenen Füßen zu stehen habe. Das dazu angewandte Mittel heißt: Haushalterschaft und jährliche 10%ige Kürzung. Wobei ganz selbstverständlich die Unabhängigkeit unserer kleinen Schwesterkirchen auf dem Wege der „Hilfe zur Selbsthilfe“ anzustreben ist — ein bewährter Grundsatz der ökumenischen Diakonie. Denn: fortgesetzte und unreflektierte Hilfe ist keineswegs geeignet, das geistliche Wachstum und die Lebendigkeit der Diaspora-Gemeinden zu fördern.

Ein weiteres Argument sollte in diesem Zusammenhang doch noch erwähnt werden, nämlich die etwas primitive Redeweise: Die Not in den unterentwickelten Ländern oder in den Flüchtlingszentren der weiten Welt ist ungleich größer als in der Diaspora, deshalb gehört jetzt alles übrige Geld dorthin.

Hier gilt zunächst die schlichte Regel: „Das eine tun und das andere nicht lassen.“ Jedenfalls geht es nicht an, diese beiden verschiedenen Kategorien in unzulässiger Weise zu verwischen. Dieses Argument verkennt nicht nur die unterschiedlichen Realitäten des Lebens überhaupt, sondern läßt auch die uns im Neuen Testament gebotene Bruderliebe vermissen.

III.

Wir kommen zur letzten Frage: Welche Folgerungen ergeben sich aus Uppsala für die Diaspora-Arbeit in der Gegenwart?

Schon Gesagtes zusammenfassend ist eine erste Folgerung diese: Auch die Diaspora-Arbeit — sofern sie sich als Teil der gesamt-evangelischen

Verantwortung versteht — kann ihren Auftrag nicht an der ökumenischen Bewegung vorbei erfüllen; sie hat ihren mit Uppsala gekennzeichneten derzeitigen Stand sorgsam und innerlich beteiligt zur Kenntnis zu nehmen. Das heißt: sie hat die Einbeziehung des römischen Katholizismus in diese Bewegung und den Dialog mit ihm ebenso ernst zu nehmen wie die neue Sicht der Weltentwicklung in vielen Lebensbereichen, die die Christenheit im ganzen verpflichtet, die soziale Funktion des biblischen Glaubens für eine verantwortliche Weltgesellschaft neu zu entdecken; gerade im Blick auf und zusammen mit den mit uns verbundenen Diaspora-Kirchen und -Gemeinden. Wir sollten uns auch als Glieder oder Freunde der Diaspora, die wir über unsere Landeskirchen doch in irgendeiner positiven Beziehung zum Ökumenischen Rat der Kirchen stehen, darüber im klaren sein, daß es hinter das in Uppsala gemeinsam Erreichte kein Zurück mehr gibt.

Eine zweite Erkenntnis aus Uppsala liegt in der Richtung, daß die Minderheitskirchen im Ökumenischen Rat um so mehr an Gewicht verlieren, je stärker das Einheitsstreben wächst und die Weltnöte zunehmen. Nach diesem Gesetz ist er angetreten, und man sollte deshalb auch nichts von ihm erwarten, wozu er im Grunde nicht geschaffen ist. Daß trotzdem im ökumenischen Notprogramm noch ganz erfreuliche Hilfeleistungen für die Diasporakirchen verzeichnet sind, sei noch einmal dankbar vermerkt.

Daraus ergibt sich als dritte Folgerung, daß angesichts der angedeuteten Entwicklung die Aufgabe der Diaspora-Werke in Zukunft um so bedeutsamer wird. Dabei gehen wir von der Tatsache aus, daß wir als evangelische Christenheit in Deutschland noch keineswegs entbunden sind von der grundlegenden Verpflichtung, unseren schwachen Bruderkirchen in aller Welt nach bestem Vermögen beizustehen. Es ist nicht einzusehen, daß die Weisung des Herrn an Petrus: „Stärke Deine Brüder“ oder die apostolischen Mahnungen „Einer trage des anderen Last“ und „Lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen“ mit der Sehnsucht nach der Universalkirche in unseren Tagen überholt oder außer Kraft gesetzt wären. Wer sollte sich sonst in besonderer Weise um die Brüder und Schwestern „in der Zerstreuung“ kümmern, wenn nicht die unter uns, die durch ihre Einsicht und Erfahrung dazu gerufen sind. Allerdings: der geschichtliche Auftrag aus dem vorigen Jahrhundert und die damit zusammenhängende Begrenzung auf nationale Gruppierungen, auf den deutschen Sprachraum oder dergleichen reichen dazu nicht mehr aus. Wenn wir recht sehen, sind diese historisch bedingten Beschränkungen für beide Dia-

spora-Werke auch längst überwunden. Die Entwicklung hat schon neue Wege gezeigt.

In diesem Zusammenhang ist es von besonderer Bedeutung, daß sich die Diaspora-Werke mehr und mehr der Bundesgenossen erinnern und bedienen, die sich auf diesem Feld im weltweiten Rahmen engagiert und bewährt haben. Wenn wir an dieser Stelle den Lutherischen Weltbund erwähnen, dann deshalb, weil in dieser Glaubensfamilie die zumeist lutherisch geprägten und mit uns verbundenen Minoritätskirchen in Osteuropa, in Südamerika und Südafrika ihren legitimen Platz gefunden haben mit der berechtigten Erwartung, als die schwachen Glieder einer großen Familie nicht allein gelassen zu werden. Es ist bewegend und beschämend zugleich zu erleben, mit welchem Stolz in den angefochtenen Diasporakirchen des Ostblocks von unserem Reformator gesprochen wird, und mit welcher Treue sie gegenüber allen Anfeindungen und Umarmungen zum Bekenntnis der Väter stehen. Sie konnten in den letzten Jahren fast alle in das Notprogramm des Lutherischen Weltdienstes aufgenommen werden, wobei zu beachten ist, daß gerade ihre Nöte in der Werbung für die Zwischenkirchliche Hilfe aus politischen Gründen zumeist verschwiegen werden müssen.

Einer letzten Überlegung bedarf die Frage: Wie muß der Diaspora-Auftrag in der nächsten Zukunft in seinem praktischen Vollzug aussehen, insbesondere seine Arbeitsweise. Angesichts des Trends nach globalen Entwicklungen, nach radikalen Wandlungen, nach neuen Strukturen, vor allem im Blick auf das veränderte ökumenische Klima in unseren Gemeinden, ist das Drängen vieler unserer jungen Amtsbrüder verständlich, auch die Diasporaarbeit einer gründlichen Revision zu unterziehen. Aber: Hilft es in der Sache weiter, wenn die unbestimmte Forderung erhoben wird, „mit dieser kleinkarierten, überholten, konservativen Arbeit Schluß zu machen“? Alle, die sich dieser Arbeit verpflichtet wissen, insbesondere die Zentralen der beiden Diaspora-Werke, werden sich dieser Frage stellen müssen. Sie vom Tisch zu wischen oder Vogel-Strauß-Politik zu treiben, wäre kein guter Beitrag zu dieser Diskussion. Die angebotenen Lösungsmöglichkeiten reichen von der unbekümmerten Fortsetzung der Diaspora-Arbeit alten Stils über den kirchenregimentlichen Dirigismus durch Installierung landeskirchlicher Diasporawerke bis zur Selbstaufgabe, mit allen Schattierungen, die dazwischen liegen. Wir werden nur zu einer weiterführenden Lösung kommen, wenn wir das Für und Wider der Argumente in der einen oder anderen Richtung gewissenhaft abwägen.

Aus der Erfahrung derer, die mit diesen Dingen täglich zu tun haben, sei an dieser Stelle vor einigen Kurzschlüssen und Mißverständnissen gewarnt. Zunächst dies: Es wäre ein Irrtum zu meinen, mit der Eingliederung der jetzigen Arbeit in irgendwelche vorhandenen höheren Stäbe oder Landeskirchenämter ließen sich Personalkosten einsparen. Davon kann keine Rede sein, wenn auch weiterhin Ordentliches geleistet werden soll. Wobei in diesem Zusammenhang anerkennend vermerkt werden sollte, wieviel ehrenamtliche, opferfreudige Mitarbeit gerade in freien Werken, die auch in den Gemeinden beheimatet sind, immer geschehen ist. Zum anderen lassen sich solche Fragen nicht nur aus landeskirchlicher Sicht, d. h. vom regionalen Verein, der Hauptgruppe oder wie immer lösen. Dazu sind vor allem die Zentralen der Diasporawerke zu fragen und zu hören, weil sie vom Ganzen und von der Weite ihres Auftrages her besondere Einsichten haben müssen. Und schließlich: jede Zusammenlegung oder Delegierung vermindert die Einnahmen, Spenden und Opfer, die bisher der Sache zugute kamen. Man unterschätze auch nicht den Wert des „Fußvolkes“ einer gewachsenen Einrichtung, seien es die Freundeskreise, Arbeitsgemeinschaften oder Frauenvereine, so bescheiden sich vieles in dieser Richtung auch ausnehmen mag.

Wie auch immer eine neue zeitgemäße Arbeitsweise für die Diaspora und in ihr aussehen mag: Der Alleingang, die Abkapselung, die Introvertiertheit haben auch in der Diaspora-Arbeit keine Verheißung mehr. Das Gebot der Stunde heißt: Gegenseitige Information, bestmögliche Kooperation, effektive Aktion. Und was die richtige Aufbringung des notwendigen Geldes für die Arbeit betrifft, so scheint der Einsatz landeskirchlicher Steuermittel für sie im gegenwärtigen Zeitpunkt sowohl geboten als auch gerechtfertigt zu sein — angesichts der aktuellen Kirchensteuer-Diskussion und ihrer Verwendung für die Entwicklungshilfe sogar mit besonderer Dringlichkeit.

Zum Schluß sei ein letztes Mal nach Uppsala zurückgeblendet. Was dort im Blick auf die Mission im Bericht der Sektion II formuliert wurde, ist auch für die Diaspora-Arbeit beherzigenswert: „Die Verwendung der zur Verfügung stehenden Mittel muß sich nach den heutigen Bedürfnissen richten und nicht nach den historischen Beziehungen oder traditionellen Verfahrensweisen . . . Jetzt müssen wir zu multilateralen Beziehungen und zu gemeinsamen Entscheidungen gelangen.“

Der frühere Generalsekretär und jetzige Ehrenpräsident des Ökumenischen Rates der Kirchen, Dr. Visser't Hooft, hat in seinem grundlegenden Vortrag vor der Weltkirchenkonferenz den schon viel zitierten Satz

geprägt: „Die Christen, die ihre Verantwortung für die Bedürftigen in irgendeinem Teil der Welt praktisch leugnen, sind ebenso der Häresie schuldig, wie die, welche die eine oder andere Glaubenswahrheit verwerfen.“ Warum sollte dies nicht auch für die Diaspora-Arbeit unserer evangelischen Kirche eine vorwärtsweisende Bedeutung und Gültigkeit haben ?

Auch für den Dienst an und in der Diaspora gilt das, was Landesbischof Hanns Lilje einmal so formuliert hat: „Die Welt braucht den Vortrupp der Liebe, Menschen, die in der Kraft Christi das Abenteuer riskieren, der Welt zu zeigen, daß die Liebe mächtiger ist als alles.“

Fleisch und Blut macht den Einwand: wenn ich einem jeden leihen und geben sollte, was würde ich endlich selbst behalten ? Ich antworte mit Paulus: es muß alles ordentlich zugehen, am allermeisten aber muß man auf die Glaubensgenossen sehen (Gal. 6,10). *Martin Luther*